Die Form der Biographie

Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht

Armin Nassehi

[BIOS 7 (1994), Heft 1, 46-63]

Es scheint ein strukturelles Merkmal der Moderne zu sein, nicht nur vom Sein der Welt auf die Geltung der Auffassung von ihr umgestellt zu haben, sondern dies zugleich radikal zu temporalisieren. Sogar in den Naturwissenschaften, in denen man zum Anbeginn der Moderne die Konstanten nomologischer Ordnung gefunden zu haben schien, hat eine Bewegung „vom Sein zum Werden" (vgl. Prigogine 1988) stattgefunden. Subjekte haben das gleiche Schicksal angenommen. Waren sie einst das der Welt Zugrundeliegende, einer invarianten intelligiblen Sphäre teilhaftig und in ihrem empirischen Bestand stets transzendental gegründet, wird ihnen nun die invariante Substanz bzw. die voroperative Bedingung ihrer Möglichkeit abgesprochen. Mit anderen Worten: Die Identität des Subjekts ist nichts, worauf man bauen könnte, vielmehr muss sie selbst erst aufgebaut werden. Subjektive Identitäten müssen sich nun in der und gegen die Zeit behaupten: in der Zeit, weil die Identität des Subjekts in der Differenz seines zeitlichen Nacheinanders gesichert werden muss; und gegen die Zeit, weil die Differenzen, die Zeit notwendig setzt, das Bedürfnis nach oder zumindest das Gewahrwerden von Identität freisetzt. Identitäten von Subjekten lassen sich allenfalls noch als biographische Identitäten denken. So dürfte sich die Konjunktur der und das Interesse an Biographien nicht zuletzt dem Umstand verdanken, dass die hochkomplexe und sich immer stärker beschleunigende Moderne die subjektive Identität in der Zeit prekär macht.

Die soziologische Konjunktur der Biographieforschung in den achtziger und neunziger Jahren folgt deshalb nicht ohne Konsequenz dem Interesse an Identität in den siebziger Jahren (so auch Fischer/Kohli 1986: 25). Das Einzige, was hier noch an invarianter Struktur und Identität angenommen wird, ist jene Beharrlichkeit der Substanz, die für Kant denknotwendig war, um Zeit überhaupt theoretisch fassen zu können (vgl. Kant 1983: 226): die Identität der Person trotz der Differenz der Zeiten. Biographien hören demnach auf, ein Privileg modernisiertet Oberschichten zu sein, vielmehr hat sich der „Zwang zur Langsicht" (Elias 1980: 336 ff.) als grundlegende Perspektive auf Individuallagen nahezu generalisiert: Identitäten werden nicht mehr nur in der Sach- und Sozialdimension (Wer bin ich, und zu wem gehöre ich?) behauptet, sondern vor allem in der Zeitdimension (Wer bin ich geworden, und wer werde ich sein?).

Dieser Wandel von Individuallagen, deren gesellschaftsstrukturelle Antezedenzbedingungen im Rahmen der Individualisierungsdebatte breit diskutiert werden (vgl.

 https://doi.org/10.3224/bios.v32i1-2.12

Wohlrab-Sahr 1992), bildet den entscheidenden Ansatzpunkt für die soziologische Biographieforschung, für die Biographien sowohl als Forschungsgegenstand fungieren als auch forschungsmethodologisch von Interesse sind. Neben der Praxis empirischer biographischer Forschung hat sich dementsprechend eine theoretische Diskussion über Gegenstand und Methode der Biographieforschung etabliert, deren wesentliches Thema ihre wissenschaftliche Gegenstandskonstitution ist. Ich werde im Folgenden eine theoretische Antwort auf die Frage nach dem angemessenen Gegenstand biographischer Forschung suchen und werde mich dabei eines systemtheoretischen und unterscheidungstheoretischen Instrumentariums bedienen. Diese Theoriewahl verdankt sich allerdings nicht dem Interesse, auch der Systemtheorie ein Stück vom Konjunkturkuchen der Biographieforschung zu sichern, sondern ist von der Annahme geleitet, dass eine systemtheoretische Perspektive auf theoretische Probleme der Biographieforschung aufmerksam zu machen in der Lage ist, die von erheblichem methodologischem Interesse sind.

Im Einzelnen werde ich auf das Selbstverständnis biographischer Forschung zu sprechen kommen (I.). Danach werde ich die angedeuteten Theoriemittel auf den Gegenstand biographischer Forschung anwenden, und zwar in drei größeren Schritten: Erstens werde ich Biographie als biographische Kommunikation darstellen (II.), zweitens frage ich nach der kommunikativen Form der Biographie (III.), und drittens werde ich daraus einige methodologische Konsequenzen für die Datenerhebung und die Datenanalyse biographischer Forschung ziehen (IV.).

I.

Was das Soziologische soziologischer Biographieforschung ausmacht, ist die zunächst triviale Überlegung, dass Biographien im sozialen Raum zustande kommen, dass biographische Verläufe und verlaufende Biographien gesellschaftsstrukturell bedingt sind. Dass der Lebensverlauf eines mittelalterlichen Bauern, wenn nicht von weniger, so doch von anderen Kontingenzen geprägt war als der Lebensverlauf eines postmodernen Dinkys[1], leuchtet ohne jede soziologische Kontamination ein. Und dass sich die biographischen Wege von Industriearbeitern und Konzernherren, von Männern und Frauen, von Bildungsbürgern und Lumpenproletariern, von homosexuellen Avantgarden und heterosexuellen Traditionalisten voneinander unterscheiden, ist als Faktum diversifizierter Lebensstile kaum erwähnenswert. Doch erschöpft sich Biographieforschung keineswegs in solchen Trivialitäten.

Was man ihr soziologisch verdankt, ist zweierlei: Zum einen hat sie den Blick dafür geschärft, dass Biographien als Lebensverläufe nicht nur dem Gusto individueller Entscheidungen entspringen, also nicht als Heldengeschichte bürgerlicher Autonomie oder als Geschichte von Selbstglücksschmieden gesehen werden dürfen, sondern zwischen autonomer Lebensführung und heteronomer Standardisierung oszillieren (vgl. Fischer 1986: 373). Schon auf den ersten Blick wird deutlich, dass sich Biographieforschung – und dies gilt tatsächlich für die meisten ihrer Vertreter – implizit oder explizit auf ein interaktionistisches Konzept stützt, das Ich-Identität als individuelles Austarieren zwischen einem personalen und einem sozialen Identitätsanteil ansetzt (vgl. Krappmann 1982), das allerdings temporal verflüssigt wird. Aus einem starren Identitätskonzept

1 „Double income, no kids“.

wird damit ein Konzept biographischer Identität, das übrigens in Charlotte Bühler (1969) und Erik H. Erikson (1966) entwicklungspsychologische Vorläufer hatte und deren relativ starre Prozessmodelle noch einmal temporalisiert hat.

Zum anderen verdanken wir dem Interesse an Biographie ein theoretisches Gespür dafür, dass die gesellschaftsstrukturell bedingte Temporalisierung von Individualität und persönlicher Identität eine gewissermaßen vierdimensionale Perspektivität der sozialen Position zur Folge hat. Lebensformen werden in der Weise biographisiert als – so Ulrich Becks gelungene Formulierung – der einzelne zum biographischen „Planungsbüro" seiner selbst wird und damit der Janusköpfigkeit des Individualisierungsprozesses zwischen Standardisierung und Destandardisierung gewahr wird. Entscheidend ist hier die Perspektivität der individuellen Position, die zwar sozial vorstrukturiert ist, aber immer stärker in ihrer Querlage zu gesellschaftlichen Differenzierungen und sozialen Erwartungen erlebt wird. Von der individuellen Steuerung von Lebensgeschichten ist hier die Rede, die etwa Hans-Joachim Giegel (1988) in konventionelle und reflexive Steuerungstechniken differenziert, an denen sich in gewisser Weise der Grad an Modernität des lebensgeschichtlichen Regimes ablesen lässt.

Aus dieser Perspektivität und ihrer sozialen Genese speist sich das wesentliche Motiv der empirischen, qualitativen Biographieforschung. Als Datengrundlage dienen hier biographische Dokumente wie schriftliche Autobiographien, Tagebücher, vor allem aber narrative biographische Interviews. Solche lebensgeschichtlichen Erzählungen sollen im Sinne Durkheims als soziale Tatsachen behandelt werden, „das bedeutet, nach typischen Verlaufsmustern, ihren Institutionalisierungsformen und deren sozialen Determinanten" (Levy 1976: 6) zu fragen, die in den individuellen Geschichten zum Ausdruck kommen. In ihnen, so das methodologische Credo der Biographieforschung, kommen Strukturkategorien des Sozialen, Ablauftypen, Interpretamente und Deutungsmuster, Vorurteile und Bewältigungsformen, Stereotype und gesellschaftlich bedeutsames Regelwissen zum Vorschein. Sichtbar werden diese Kategorien durch hermeneutische soziologische Verfahren, deren prominenteste die formale Text- und strukturelle Inhaltsanalyse nach Fritz Schütze (1983) oder die objektive Hermeneutik Ulrich Oevermanns (Oevermann et al. 1979)[2] sind.[3]

Eines der größten Probleme der qualitativen Biographieforschung, insbesondere der Forschung auf der Datenbasis narrativer Interviews, sehe ich darin, dass in der Forschung nicht oder nicht ausreichend genug zwischen biographischen Texten bzw. biographischen Daten auf der einen Seite und den biographischen Verläufen, also dem Lebensverlauf selbst unterschieden wird. In einem programmatischen Aufsatz über Theorie und Methodologie biographischer Forschung von Wolfram Fischer und Martin Kohli heißt es: „Die soziologische Analyse beliebiger biographischer Gebilde – wie z.B. lebensgeschichtlicher Erzählungen, biographischer Dokumente oder mitgeteilter biographischer Konzepte – muß die aus diesem Sachverhalt resultierende Perspektivität jedes Konstrukts auch dann in Rechnung stellen, wenn das Interesse darauf gerichtet

2 Eine gestalttheoretisch orientierte Theorie und Methodologie hat jüngst Gabriele Rosenthal (1992) vorgelegt.

3 Neben diesen qualitativen Verfahren hat sich eine eher an Sozialstrukturanalysen orientierte empirische Lebensverlaufsforschung etabliert, die mit traditionellen Mitteln der empirischen Sozialforschung, insbesondere mit Panel-Modellen, Lebensverläufe untersucht, so etwa am SfB 186 „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf" an der Universität Bremen. Als Überblick vgl. Heinz (1991) sowie die Literaturdokumentation: Sonderforschungsbereich 186 der Universität Bremen (1993).

ist, ‚wie es wirklich war'. Es ist zweifellos unproblematischer, biographische Gebilde als Ausdruck gegenwärtiger Orientierungsperspektiven zu betrachten. Aber die Möglichkeit zur Rekonstruktion vergangener Gegenwarten (...) sollte nicht – weil schwieriger – von vornherein preisgegeben werden" (Fischer/Kohli 1987: 33). In der soziologischen Erzählforschung wird gar, wie etwa bei Schütze, von einer Homologie von biographischer Erzählsequenz und Erfahrungssequenz ausgegangen (vgl. Schütze 1984). Schütze sieht in biographischen Erzählungen Texte, die „den sozialen Prozeß der Entwicklung und Wandlung einer biographischen Identität kontinuierlich, d.h. ohne exmanente, aus dem Methodenzugriff oder theoretischen Voraussetzungen des Forschers motivierte Interventionen und Ausblendungen" (Schütze 1983: 286) darstellt. Abgesehen von der letzten, sich eher ethisch denn theoretisch motivierenden Einschätzung Schützes bezweifle ich vehement, dass Biographien bzw. biographische Texte soziale Prozesse der Entwicklung und Wandlung einer biographischen Identität darstellen. Diese Annahme aber ist es, die in empirischen Arbeiten, die mit einer biographischen Methodologie operieren, immer wieder in Anspruch genommen wird. Es wird behauptet, dass biographische Forschung biographische Verläufe untersuche, die als gesellschaftliche Strukturkategorien Aufschluss über die soziale Genese lebenszeitlicher Ereignissukzessionen geben.

Ich gehe davon aus, dass sich viele Probleme der biographischen Forschung theoretischen, vor allem epistemologischen Unzulänglichkeiten verdanken, die sich vermeiden lassen, wenn man mit systemtheoretischen und unterscheidungstheoretischen Mitteln arbeitet. Ferner gehe ich davon aus, dass sich biographische Forschung dann als empirisches Forschungsprogramm lohnt, wenn sie auf geeignete theoretische Füße gestellt wird. Ich werde mich im Folgenden in meiner Kritik biographischer Methodologie ausschließlich auf die Schützesche Variante der formalen Text- und strukturellen Inhaltsanalyse beziehen und auf eine Diskussion der objektiven Hermeneutik verzichten, weil hier die methodologischen Probleme meines Erachtens völlig anders gelagert sind. Ferner weise ich vorsorglich schon darauf hin, dass die Schützesche Homologie-Annahme zwar selten forschungsmethodologisch explizit geteilt wird, forschungspraktisch aber sehr wohl implizit zur Anwendung kommt. Insofern findet meine Kritik Schützes keineswegs auf einem Nebenschauplatz statt, sondern durchaus auf dem „*centre court*" der Biographieforschung.

II.

Um sich dem angedeuteten Gegenstand mit systemtheoretischen Mitteln zu nähern, stellt sich zunächst die Frage, als was Biographien letztlich erscheinen, wenn man sie systemtheoretisch beobachtet. Anders gefragt: Was ist der operative Ort dessen, was wir Biographie nennen? Zunächst denkt man an die temporale Einheit psychischer Systeme. Wie man bereits seit Husserls Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins weiß, konstituiert ein Bewusstsein seine Einheit durch die retentionale und protentionale Modifikation von Ereignissen in je gegenwärtigen Bewusstseinsakten (vgl. Husserl 1966; Nassehi 1993a: 40 ff.). Die Einheit des Bewusstseins wird so operativ, das heißt, durch den Vollzug des Nacheinanders von Bewusstseinsakten in der Weise erzeugt, als das Bewusstsein in je operativen Gegenwarten auf sich, das heißt, auf operative Vergangenheiten referiert. Die Selbstreferenz des Bewusstseins ist es, die Husserls Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins als Autopoiesis des Bewusstseins (vgl.

Luhmann 1985), also mit systemtheoretischen Begrifflichkeiten rekonstruieren lässt (vgl. Nassehi 1993a: 184 ff.).

Ein Versuch einer Übertragung dieses Autopoiesis-Modells auf Biographie ist bereits von Uwe Schimank (1988) unternommen worden – ein Versuch allerdings, den ich aus verschiedenen Gründen für wenig tauglich halte, doch zunächst möchte ich der ausgelegten Fährte folgen. In dem angedeuteten Sinne müsste man unter Biographien das Nacheinander von Bewusstseinsakten eines Individuums verstehen, das im Bestimmungsbereich sozialer Systeme, genauer gesagt: durch strukturelle Kopplung an und Inklusion in verschiedenste Interaktions-, Organisations- und gesellschaftliche Teilsysteme seine Einheit der Differenzen seiner jeweiligen Ereignisjetzte sichert. Dieser Deutung kommt entgegen, dass die moderne Gesellschaft die Ereignisreihen psychischer und sozialer Autopoiesis mehr und mehr auseinanderfallen lässt. Gesellschaftstheoretisch gesprochen ist die Moderne nicht mehr primär in Sozialsysteme ausdifferenziert, die in Ständen, Klassen, Hausgemeinschaften, Familien oder ähnlichen Gruppen den einzelnen in seiner Gänze erfassen und konditionieren kann. Die funktional differenzierte Gesellschaft der Moderne bildet vielmehr Teilsysteme um verschiedene, aufeinander weder abbildbare noch durcheinander substituierbare Funktionen aus, die den Menschen nur noch in partikularen Rollensegmenten inkludieren: als Zahler, Wähler, Gemeindeglied, Patient, Produzent, Konsument, in Berufsrollen und Funktionen in Organisationen, als Erzogene oder Erzieher, als Eltern etc. Die moderne Gesellschaft ist nicht mehr darauf angewiesen, Menschen als ganze Personen in ihre strukturbildenden Funktionssysteme zu integrieren, sie ist vielmehr im Gegensatz dazu darauf angewiesen, dass Individuen gerade nicht integriert werden, sondern partiell und punktuell am sozialen Verkehr teilnehmen. Man könnte sagen, dass die Autopoiesis der hochkomplexen modernen Gesellschaft die Kontinuität psychischer Autopoiesis als Medium für die Diskontinuität und Disparität ihrer Prozesse benutzt. Sie greift gewissermaßen dividuell auf Individuen zu, die sich gerade aufgrund dieser Zumutung als Individuen beschreiben (vgl. Nassehi 1993b).

Soziale Systeme – sowohl Gesellschaften wie auch Funktionssysteme oder Organisationen – reagieren auf die Erhöhung von Komplexität oder aufgrund von spezifischen Bezugsproblemen mit Differenzierungsprozessen. Gleichzeitig kann dann sachlich Unterschiedliches geschehen, was die Komplexität für das einzelne Geschehen sowohl reduziert als auch potentiell erhöht, was aber die Einheit des Ganzen immer weniger alternativlos bzw. mit alternativloser Geltung formulieren lässt. Beispiele dafür wären etwa die funktionale Differenzierung der Gesellschaft, die Umstellung von vertikaler auf horizontale Differenzierung quer zur ansonsten kaum veränderten hierarchischen Differenzierung im Management von Wirtschaftsunternehmen oder die Ausdifferenzierung der Medizin in immer kleinere Fachgebiete.

Psychischen Systemen steht ein solcher Mechanismus nicht zur Verfügung. Sie können sich – von pathologischen Fällen abgesehen – nicht in der Sachdimension differenzieren, ihnen ist die Gleichzeitigkeit von Unterschiedlichem versagt. Sie müssen deshalb in einer einlinigen Ereignisreihe eine Eigentemporalität in Anspruch nehmen, die sachlich Unterschiedliches nicht neben-, sondern nacheinander verarbeitet. Diese Einlinigkeit des Bewusstseins, man könnte auch sagen: die Individualität psychischer Systeme, ist es, die jenes Nacheinander nicht schlicht als Summe von Einzelphänomenen ertragen kann, sondern diese operativ zu einer Einheit integrieren muss. Ein Bewusstsein könnte sich sonst nicht über die jetzige Zeitstelle hinaus als mit sich identisch

beschreiben. Was soziale Systeme durch Differenzierung in die Sachdimension auslagern können, müssen psychische Systeme über eine Verarbeitung in der Zeitdimension leisten: die Individualität psychischer Systeme wird damit unhintergehbar temporalisiert.

Diese Temporalisierung betrifft selbstverständlich auch die Selbstbeschreibung psychischer Systeme. Das starre Konzept einer Systemidentität kann nun operativ aufgelöst werden: Was ein System als Identität behandelt, ist nicht ein seinen Operationen vorgeordnetes invariantes Substrat, sondern Resultat von beobachtenden Operationen, die sich, das heißt, dem operierenden System, eine Identität zuschreiben (vgl. Luhmann 1990a). Biographien, so könnte man aus dem Gesagten folgern, wären demnach nichts anderes als Selbstfestlegungsgeschichten psychischer Systeme, die sich damit operativ, das heißt, durch ihre eigenen Vollzüge, hervorbringen. In diesem Sinne begreift Schimank Biographie als Autopoiesis, also als sich selbst tragende Struktur (vgl. Schimank 1988). Biographien in der modernen Gesellschaft sind, so Schimank, in diesem Verständnis autopoietische Konstruktionen von psychischen Systemen, die durch Multiinklusion in verschiedene Teilsysteme zur individuellen Referenz auf ihr Selbst genötigt werden. „So baut die Injizierung von Multikausalität biographische Selbstreferentialität als Eigenkausalität auf. Die Biographie der Person wird zur freischwebenden, sich selbst tragenden Konstruktion“ (Schimank 1988: 65).

Der Ausgangspunkt meiner Überlegungen war die Frage nach dem operativen Ort von Biographie, der eindeutig geklärt sein muss, will man sinnvoll in systemtheoretischen Begriffen von Biographie reden. Nach dem Schimankschen Modell wäre dieser operative Ort, man könnte auch sagen: wären die basalen Operationen einer Biographie psychische Ereignisse, die sich in einem spezifischen Nacheinander auf sich beziehen und durch entsprechende Formen der Referenz auf ihr damit hervorgebrachtes Selbst eine temporal verflüssigte Identität zusprechen. Sieht man genau hin, ist hier jedoch von zwei unterschiedlichen Sachverhalten die Rede, die das Phänomen Biographie umfassen soll: zum einen die operative Geschichte eines individuellen Bewusstseins, also die sukzedierende Folge von Bewusstseinsereignissen; zum anderen resultiert Biographie aus spezifischen, beobachtenden Operationen, die auf jenes sukzedierende Nacheinander von Ereignissen Bezug nehmen. Mit anderen Worten: Biographie kann einmal das sein, was biographisch gelaufen ist, zum anderen das, was in einer Gegenwart als Gelaufenes beobachtet wird. Schimank spricht in diesem Sinne von der autopoietischen Biographie in der Moderne sowohl im Sinne einer evolutionären Transitorität des Bewusstseinsverlaufs als auch im Sinne eines reflexiven Selbstbewusstseins (vgl. Schimank 1988: 66 ff.).

Mit dieser Theorie der Biographie als Autopoiesis werden die theoretischen Probleme der Biographieforschung, die ich zu Beginn angedeutet habe, offenkundig wiederholt. Eine Neuaneignung des Themas mit systemtheoretischen Begriffen scheint zumindest in dieser Form wenig sinnvoll zu sein – es kommt lediglich mit einem modernisierten Design daher.[4] Ähnlich wie ich der Biographieforschung oben vorgeworfen habe, dass sie nicht angemessen zwischen biographischen Texten/Daten/Reflexionen auf der einen Seite und biographischen Verläufen auf der anderen Seite unterscheidet,

4 Der Autopoiesis-Begriff wird hier von Schimank eher als metaphorische Formel denn als theoretischer Begriff benutzt, denn Lebenslauf/Biographie lässt sich mit systemtheoretischen Begriffen kaum als operativ geschlossenes, sinnhaft umweltoffenes System begreifen.

soll auch hier Biographie als Autopoiesis für beides stehen: für den Verlauf und für die Reflexionsform, für Operation und Beobachtung. Ich möchte allerdings einige begriffliche Umstellungen vornehmen und hoffe, damit zu genaueren Begriffsbestimmungen zu kommen.

Zunächst ist sicher nicht zu bestreiten, dass es die beiden Sachverhalte – sowohl die Biographie als Verlauf wie die Biographie als reflexiven Akt – empirisch gibt. Ich weise noch einmal auf die Trivialität hin, dass Personen in der Tat über Lebensgeschichten verfügen, die sich mehr oder weniger unterscheiden. Und die Tatsache, dass wir bisweilen über diesen Verlauf biographisch reflektieren, ist nahezu unstrittig. Was ich aber bestreite, ist, dass es sich bei diesen beiden unterschiedlichen Sachverhalten um das Gleiche handelt, nämlich um Biographien: Für den ersten Sachverhalt hält die soziologische Nomenklatur, soweit ich sehe, zwei Begriffe bereit: Karriere und Lebenslauf.

„Unter Karriere", und hier zitiere ich einen systemtheoretisch gänzlich unverdächtigen Autor, nämlich Hartmut Esser, „versteht man eine typische Sukzession von aufeinanderfolgenden Stadien eines Verlaufs" (Esser 1989: 172). Diese Begriffsdefinition Essers enthält die Einschränkung „typische" Sukzession. Unter Karriere wären damit nur erwartbare Prozesse zu verstehen, gewissermaßen institutionalisierte Ablauftypen, in die man eintritt oder auch nicht eintritt. Ich schlage dafür den Begriff der Prozessstruktur vor, weil in ihm die Erwartbarkeit (Strukturaspekt) eines Nacheinanders von Ereignissen (Prozessaspekt) zum Ausdruck kommt (vgl. Nassehi 1993a: 353 ff.).[5] Andere Karriere-Begriffe, wie etwa der in Anlehnung an Luhmann von Giancarlo Corsi entwickelte, nehmen diese Einschränkung nicht vor, sondern konzipieren Karriere als Morphogenese, die sich als Geschichte von Selbstfestlegungen bzw. als Geschichte von nicht vollzogenen Selektionen entfaltet (vgl. Corsi 1993: 257).

Der Begriff Lebenslauf dagegen wird erheblich weniger einheitlich gebraucht. Bisweilen wird gar nicht zwischen Lebenslauf und Biographie unterschieden, im Allgemeinen aber wird mit diesen beiden Begriffen ein forschungspraktischer Unterschied bezeichnet: So hat die Lebenslaufforschung üblicherweise mit der Rekonstruktion von Lebensverläufen auf der Basis lebenslaufrelevanter sozialstruktureller Daten, insbesondere in Panel-Designs zu tun (vgl. Mayer 1987), während Biographieforschung das gleiche auf der Basis biographischer Texte untersucht – ich habe oben darauf hingewiesen. In der Forschungspraxis scheint also die Differenz von Lebenslauf- und Biographieforschung insbesondere als methodologische Differenz relevant zu sein. Die beiden wissenschaftlichen Teildisziplinen unterscheiden sich also bezüglich ihres selbstreferentiellen Bezuges auf ihre Methodologie. Der Forschungsgegenstand dagegen scheint identisch zu sein: Lebensverläufe und ihre innere Logik.

Dass es sich methodologisch bei den beiden Seiten der Unterscheidung von Biographie und Lebenslauf nicht um den gleichen Sachverhalt handelt, ist unproblematisch nachvollziehbar; ich habe allerdings schon angedeutet, dass die Unterscheidung aber auch auf der Gegenstandsseite aufrechterhalten werden muss, also auch dort keineswegs im Indifferenten implodiert. Damit folge ich Überlegungen von Alois Hahn, der

5 Der Begriff ist bereits durch Schütze belegt und anders konnotiert. Dort bezeichnen die „Prozeßstrukturen des Lebensablaufs" die „systematischen elementaren Aggregatzustände der Verknüpfungen der Ereigniserfahrungen, die in der Erzählkette berücksichtigt werden" (Schütze 1984: 93). Prozessstrukturen sind nach diesem Verständnis übergreifende Formen der Verknüpfung von Ereignissen sowohl in der lebensgeschichtlichen Erfahrungsform wie in der narrativen Erzählform.

die Unterscheidung von Biographie und Lebenslauf exakt in der angedeuteten Weise vornimmt: „Der Lebenslauf ist ein Insgesamt von Ereignissen, Erfahrungen, Empfindungen usw. mit unendlicher Zahl von Elementen. Er kann überdies (...) sozial institutionalisiert sein, z.B. indem bestimmte Karrieremuster oder Positionssequenzen normiert werden (...). Aber die Biographie macht für ein Individuum den Lebenslauf zum Thema." (Hahn 1988: 93). Der Begriff Lebenslauf deckt damit beide Aspekte ab, die ich unter dem Begriff Karriere herausgearbeitet habe, also sowohl das Insgesamt der Morphogenese und selektiven Anschlüsse als auch die gesellschaftlich präformierten Prozessstrukturen wie Bildungs-, Berufs- und sonstige Karrieren. Unter Biographie ist dagegen lediglich das zu verstehen, was das griechische Wort bereits vorsieht: eine Beschreibung des Lebens. Biographien sind in diesem Verständnis allein operativ erzeugte Beobachtungen, die in einer operativen Gegenwart ein Bild von der Vergangenheit einer Person erzeugen. Biographien sind Produkte von Beobachtungen, die den Lebenslauf zum Gegenstand haben, mithin sind sie von dem, was tatsächlich gelaufen ist, operativ vergleichsweise unabhängig, weil sie in der Kontingenz ihrer Möglichkeiten sowie in der selektiven Vergegenwärtigung von Vergangenem relativ frei sind. Biographien können Zusammenhänge stiften, die es vorher in dieser Form nicht gab. Was sie in der Vergangenheit eines Lebenslaufs beobachten, sind keine Reproduktionen von Vergangenem, sondern stets Neuproduktionen einer operativen Gegenwart. Sie sind als Selbstbeschreibungen – rein quantitativ betrachtet – notwendig „Selbstsimplifikationen" (Luhmann 1984: 374), qualitativ betrachtet bringen sie aber eine neue Wirklichkeit hervor, eine *realitas sui generis*. Und was für Lebensverläufe gilt, nämlich dass sie in der Moderne immer weniger von bestimmten Gegenwarten her rückrechenbar zu erschließen sind (vgl. Hahn 1988: 98; Corsi 1993: 252 ff.; Nassehi 1993a: 346 f.), gilt auch für biographische Beobachtungen: Die biographische Produktion wird nicht durch das gelaufene Leben determiniert. Weder zwingt etwas dazu, noch berechtigt uns etwas dazu, von einer vorgängig zu konstatierenden Homologie von Lebenslauf und Biographie auszugehen, wie es die biographische Forschung – zumindest in der Schützeschen Variante – zumeist tut.[6]

Nachdem ich einige begriffliche Korrekturen an früheren systemtheoretischen Rekonstruktionen der Biographiesoziologie vorgenommen habe, komme ich auf die Frage nach dem operativen Ort von Biographien zurück. Es ist sicher aufgefallen, dass ich entweder von psychischen Systemen gesprochen habe oder aber bei der Unterscheidung von Biographie und Lebenslauf tunlichst vermieden habe, auf diesen operativen Ort zu sprechen zu kommen. Ich habe postuliert, unter Biographie ausschließlich die Thematisierung von Lebensläufen zu verstehen. Doch wovon redet man dann letztlich? Inwiefern sind solche Thematisierungen beobachtbar? Biographische Thematisierungen treten empirisch in folgenden Zusammenhängen auf: als institutionell eingeforderte Lebensläufe, etwa bei Bewerbungen; als Anamnesen sowohl in psychischen wie in somatischen Konfliktlagen; als literarische Auto- und Heterobiographien; als Selbstexplorationen in beginnenden und vor allem in endenden Liebesbeziehungen; in Strafprozessen und – was hier von besonderem Interesse ist – als biographische Erzählungen, die als qualitative Daten in der empirischen Sozialforschung Verwendung finden. Diese

6 In diesem Sinne argumentiert auch Hans-Christoph Koller (1993). Hartmann Leitner spricht in diesem Zusammenhang von der „Unwahrscheinlichkeit des Erzählens einer Geschichte" (Leitner 1988: 30), die Biographien im Hinblick auf die vorgestellte Realität des erzählten Lebens stets als „Fiktion" (ebd.) erscheinen lässt.

Beispiele für biographische Thematisierungen sind sicher evident, und doch zeigen sie deutlich, dass man mit einem Konzept einer psychischen biographischen Identität allein nicht operieren kann. Denn all diese Beispiele beschreiben nicht psychische, sondern soziale Operationen. Diese Biographien operieren nicht per psychischer Selbstreferenz der Beteiligten. Sie sind nicht Ausdruck psychischer biographischer Identitäten, sondern sind kommunikative Thematisierungen von Lebensläufen. Was wir empirisch wahrnehmen können, ist also niemals eine wie und wo auch immer vermutete Substanz biographischer Identität, sondern ausschließlich biographische Kommunikation.[7] Und wo wir biographische Identitäten und psychische Befindlichkeiten thematisieren, betreiben wir bereits biographische Kommunikation. Oder um es noch prägnanter zu formulieren: Die Unterscheidung von psychischer biographischer Identität und biographischer Kommunikation hat sich bereits für eine Seite der Unterscheidung entschieden: Sie ist schon biographische Kommunikation. Die psychische Seite der Biographie bleibt dunkel, weil sie ausschließlich per biographischer Kommunikation beobachtbar ist.

III.

Nachdem ich herausgearbeitet habe, dass lediglich biographische Kommunikation beobachtbar ist, nicht aber eine wie auch immer unterstellte psychische Seite biographischer Identität, lohnt es sich, die kommunikative Form von Biographien genauer zu untersuchen. Ich verwende dazu den Formenkalkül von George Spencer Brown. Formen in diesem Sinne sind bekanntlich Zwei-Seiten-Formen, sie resultieren aus bestimmten Unterscheidungen, die in ihrer Unterschiedenheit die Form der Welt erzeugen, wie sie operativ für die Form erscheint. *Draw a Distinction* (vgl. Spencer Brown 1971: 3) – so lautet die Anweisung, die man nicht hören kann, denn jedes Begonnenhaben hat sie bereits erfüllt. Die getroffene Unterscheidung zieht eine Grenze zwischen zwei Seiten, auf denen man sich operativ nicht gleichzeitig befinden kann: „a distinction is drawn by arranging a boundary with seperate sides so that a point on one side cannot reach the other side without crossing the boundary." (ebd.: 1). Das Entscheidende am Gebrauch dieses Formenkalküls ist es, dass die Genauigkeit eines Begriffs entschieden davon abhängt, was er nicht ist, will heißen: was auf der anderen Seite der Unterscheidung steht. Identitäten werden, mit anderen Worten, durch Differenzen erzeugt (vgl. Nassehi 1993c).

Angewandt auf das Problem biographischer Kommunikation, stellt sich also die Frage danach, was die Biographie nicht ist, wovon sie aber zugleich als andere Seite der Form mitkonstituiert wird. Im Anschluss an meine bisherigen Überlegungen ergibt sich als andere Seite der Form der Lebenslauf, den die Biographie zum Thema macht. Wird biographisch kommuniziert, bleibt der Lebenslauf, also das, was tatsächlich stattgefunden hat, gewissermaßen die dunkle Seite der Biographie. Die Zwei-Seiten- Form verwendet die Unterscheidung von Biographie und Lebenslauf als konstitutive Bedingung zur Erzeugung ihrer Welt. Indem biographisch kommuniziert wird, wird der Lebenslauf zwar implizit in Anspruch genommen, bleibt aber letztlich unbezeichnet, weil

7 In einem früheren, mit Georg Weber entwickelten Versuch einer systemtheoretischen Reformulierung biographischer Identität haben wir bereits auf die Unterscheidung von Lebenslauf und Biographie explizit aufmerksam gemacht, aber noch nicht ausreichend auf den operativen Ort von Biographien hingewiesen, vgl. Nassehi/Weber (1990).

die Biographie ihre dunkle Seite erhellt, ohne sie explizit in Anspruch nehmen zu können. Die Form entparadoxiert sich dadurch, dass sie für sich blind bleibt, indem die Biographie ihre Fremdreferenz als Realität des Lebenslaufs ausflaggt. Mit anderen Worten: Indem die biographische Kommunikation ihre andere Seite nicht als andere Seite thematisiert, sondern kommunikativ auf den Lebenslauf zugreift, bleibt die Form bei der Anwendung der Form unsichtbar. Und so lange die Form nicht als Form beobachtet wird, kann niemand die Differenz von Lebenslauf und Biographie bemerken.

Das ändert sich aber unter anderen Beobachtungsverhältnissen. Ein Beobachter, der übrigens die biographische Kommunikation selbst sein kann, kann beobachten, dass sich biographische Kommunikation der Zwei-Seiten-Form Biographie/Lebenslauf verdankt. Dieses *re-entry* der Form in die Form (vgl. Spencer Brown 1971: 69 ff.) bestünde darin, dass biographische Kommunikation die Differenz von Biographie/Lebenslauf thematisiert und sich damit der Paradoxie der Selbstbezüglichkeit aussetzt: Es ist dies, wie Luhmann formuliert, „die in sich selbst enthaltene Form ohne Hinweis auf einen externen Standpunkt, von dem aus es betrachtet werden könnte" (Luhmann 1993a: 201). Diese Paradoxie ist letztlich nicht auflösbar, sondern muss gewissermaßen in die Zeit verlängert werden. Biographische Kommunikation dürfte sich nach der Konfrontation mit einem *re-entry* dadurch stabilisieren, dass sie schlicht kontinuiert, dass sie ihre Geschichte zu Ende erzählt, dass sie die Fremdreferenz auf den Lebenslauf mit der Selbstreferenz auf den kommunikativen Verlauf kompensiert, dass sie eine verstehbare Geschichte produziert, dass sie ihre eigene Verstehenskontrolle sichert, indem sie anschließt, und dass sie anschließt, indem sie ihre Verstehenskontrolle ausübt. Denn welche anderen Mittel sollte biographische Kommunikation auch haben, als biographisch zu kommunizieren? An der Form der Form ändert das *re-entry* nichts, es macht höchstens den Beobachter als Beobachter sichtbar, dem nicht nur kein externer Referenzpunkt zur Verfügung steht, sondern auch nicht einmal die andere Seite der Form. Vielleicht wird es dann wichtiger, eine in sich stimmige Geschichte zu produzieren, wenn diese ihre Kontrolle an der Wirklichkeit verloren hat, weil sie selbst diese Wirklichkeit zugleich „ist" und „nicht ist".[8] Womöglich behandelt die biographische Kommunikation dann gerade Unstimmigkeiten oder Diskontinuitäten als Hinweis auf Realitätsnähe oder zumindest auf die Authentizität der Biographie.

Mit anderen Worten: Der kommunikativen Form der Biographie bleibt sogar das *crossing* – also die Thematisierung des Lebenslaufs im Unterschied zur Biographie – versagt, denn wenn sie auf die andere Seite wechselt, wird sie, wenn sie kontinuieren

8 Hier kommen Fritz Schützes Annahmen eines vorgängigen dreifachen Zugzwangs der narrativen Rede zu einem gewissen Recht, allerdings lediglich als kontingente Interaktionsregeln oder kommunikative Darstellungstechniken, nicht aber als Wesensmerkmal der kommunikativen Gattung, die gewissermaßen die Homologie von Erzählung und Erzähltem verbürgt. Schütze betont, dass in der narrativen Rede ein dreifacher Zugzwang von Gestaltschließung, Kondensierungs- und Detaillierungszwang zum Tragen kommt (vgl. Schütze 1982: 571 ff.). Dieser dreifache Zugzwang soll dafür sorgen, dass eine Geschichte zu Ende erzählt wird, dass die Selektivität des Textes der Gesamtgestalt folgt und dass detaillierende Plausibilisierungen erfolgen. Die Generalisierung dieser Zugzwänge impliziert einen normativen Maßstab, der von Biographien eine integrierbare Gesamtgestalt erwartet, etwa im Sinne dessen, was Klaus Tanner die liberalprotestantische Persönlichkeit nennt, die auf der Basis einer „personale(n) Ontologie protestantischen Denkens" (Tanner 1992: 100) die singulären Besonderheiten des Lebens nur im Lichte übergreifender Fixpunkte und Gestaltformen zulässt. Personen müssen nach diesem Standard stets in der Lage sein, mit sich identisch zu bleiben. Genau besehen sind solche Zugzwänge aber nur mögliche, keinesfalls notwendige Formen, die textstrukturell wirksam werden können. Vgl. dazu auch Leitner (1988): 30.

wollte, stets zu einem *re-crossing* gezwungen, denn die kommunikative Thematisierung des Lebenslaufs steht sofort wieder auf der anderen Seite der Unterscheidung: sie ist wieder biographische Kommunikation. Die Konsequenz: Biographische Kommunikation muss ihre andere Seite im Dunkeln lassen – *The dark side of the moon* bleibt unhintergehbar auf der abgewandten Seite, und wie mit den Astronauten auf einer Mondumlaufbahn Funkkontakt erst dann wieder möglich war, als diese sich wieder diesseits des Unsichtbaren befanden, wissen wir von der Biographie erst wieder nach dem Verlassen der unbekannten Seite der Form.

Die Unüberschreitbarkeit einer Grenze, die zwischen Zeichen und Bezeichnetem verläuft, lässt sich prägnant bei Jacques Derrida nachlesen. Derrida betont unter Rekurs auf Ferdinand de Saussure, dass das Zeichen niemals als Repräsentant bzw. Spiegel des Bezeichneten gedacht werden kann, da es zum Bezeichneten keinen anderen Weg als den über das Zeichen gibt. „Dieses Prinzip der Differenz berührt, als Bedingung der Signifikation, die Totalität des Zeichens, das heißt, die Seite des Signifié und die des Signifiant zugleich. Die Seite des Signifié ist die Vorstellung, die ideale Bedeutung; und das Signifiant das, was Saussure ‚Bild', ‚psychischen Abdruck' eines materiellen, physikalischen, zum Beispiel lautlichen Phänomens nennt" (Derrida 1988: 36).[9] Will man wie Derrida an den Begriffen der Heideggerschen ontologischen Differenz von Anwesenheit und Abwesenheit festhalten, so lässt sich sagen: Biographische Kommunikation kann die Abwesenheit des Lebenslaufs durch ihre Anwesenheit nicht überwinden, moderner ausgedrückt: Die Identität der Differenz von Biographie und Lebenslauf lässt sich nicht operativ herstellen, es sei denn um den Preis epistemologischer Naivität, die damit den Invisibilisierungstechniken biographischer Kommunikation auf den Leim ginge. Sie müsste dann das für bare Münze nehmen, was ein Biograph an biographischer Realität gerade dadurch erzeugt, dass er die andere Seite der Form im Dunkeln lässt, um doch von dieser Dunkelheit zu zehren.[10]

In der Biographieforschung, insbesondere in der sich auf Schütze berufenden Variante, wird – ich habe es mehrfach angedeutet – eine Homologie von biographischem Text und biographischem Verlauf vorausgesetzt. Diese Voraussetzung wird damit begründet, dass in Erzählungen, deren Texttyp sich durch ein sequenzielles Nacheinander von erzählten Ereignissen auszeichnet, der „aktuelle Erzählstrom mit dem Strom der ehemaligen Erfahrungen im Lebensablauf" (Schütze 1984: 78; vgl. auch Bude 1985: 329) parallelisiert wird. Bedenkt man die Zwei-Seiten-Form der Form Biographie, stellt sich die Frage, woher man dies wissen soll. Denn erstens bleibt auch ein gegenwärtiger psychischer Ereignisablauf für Kommunikation, auch für biographische Kommunikation, intransparent, und zweitens kann man den Strom der ehemaligen Erfahrungen im

9 Ähnlich wie Derrida rekonstruiert Luhmann die Differenz von Signifikant und Signifikat als Zwei-Seiten-Form des Zeichens (vgl. Luhmann 1993b).

10 Mit Hartman Leitner könnte die Zwei-Seiten-Form semantisch auch als Unterscheidung von Text und Leben geführt werden, was letztlich Biographie und Lebenslauf entsprechen würde. Ich bevorzuge allerdings dieses Begriffspaar, weil Text zu sehr an geschriebene Kommunikation erinnert und Leben mit organischem, biologischem Leben verwechselt werden könnte. Allerdings – diesen Hinweis verdanke ich Dirk Baecker – suggeriert der Begriff Lebenslauf womöglich ein Zuviel an Linearität, an gespulten Wegen und vorbereiteten Pfaden. Ich betone deshalb ausdrücklich, dass der Ausdruck Lebenslauf als andere Seite der Form lediglich das Insgesamt von Ereignissen bezeichnet und nicht den Lebenslauf als Strukturmuster oder gar als – im Sinne Kohlis (1985) – institutionalisiertes Regelsystem. Für diesen Sachverhalt schlage ich, wie oben ausgeführt, ausschließlich den Karrierebegriff bzw. den Begriff Prozessstruktur (vgl. Anm. 5) vor.

Lebensablauf – selbst wenn psychische Erlebnisströme kommunizierbar wären – ausschließlich über den biographischen Text mit den entsprechenden temporalen Modifikationen kennen. Schütze entparadoxiert diese Situation durch eine geheimnisvolle Homologie-Annahme zwischen Text und Leben und wird so blind für die Form, die darüber aufklären kann, dass der Gegenstand biographischer Sozialforschung allein biographische Kommunikation sein kann, nicht aber der Lebenslauf als Nacheinander von Ereignissen.[11] Schützes Homologie-Annahme setzt eine Affinität der Form des Lebens und der Form des Erzählens voraus. Besonderen Wert legt er dabei auf die Sequenzialität und Prozesshaftigkeit sowohl des Lebensablaufs als auch der narrativen Rede. Sicher zeichnet sich narrative Rede vor allem dadurch aus, dass sie sukzedierende Prozesse, Handlungsabfolgen, Verlaufskurven etc. thematisiert. Es ist – etwa mit Paul Ricœur – nicht zu bestreiten, dass die entscheidende *differentia specifica* der Narration in ihrer kommunikativ erzeugten Zeitlichkeit liegt. Ricœur definiert Erzählungen als Texte, in denen die zeitliche Erfahrungsform menschlicher Handlungen zum Ausdruck kommt. Er betont, „daß zwischen dem Erzählen einer Geschichte und dem zeitlichen Charakter der menschlichen Erfahrung eine Korrelation besteht" (Ricœur 1988: 87). Eine erzählte Geschichte korreliert mit dieser zeitlichen Erfahrungsform von Handlungen in der Weise, als sie selbst einen sukzedierenden Charakter im Sinne prozessualer Selbstreferenz (vgl. Luhmann 1984: 601) annimmt. Wohlgemerkt: Erzählungen bilden Handlungsformen, die sie thematisieren, nicht ab. Die Korrelation, von der Ricœur spricht, ist ausschließlich temporaler, nicht aber sachlicher Natur. Den Kategorienfehler in Schützes Homologie-Annahme sehe ich darin, die Homologie in der Zeitdimension, die zwischen Erzähltext und Leben ganz ohne Zweifel besteht, auf die Sachdimension ausgeweitet zu haben. Nach meinem Verständnis von Biographien setzen Erzählungen zwar an der zeitlichen Erfahrungsform des eigenen Lebens an, ohne aber die Erfahrung selbst abzubilden.

Mit der Bestimmung der Biographie als kommunikativer Form ist der operative Ort von Biographien eindeutig bestimmt. Bevor ich kurz einige methodologische Probleme anspreche, möchte ich noch auf zwei Sachverhalte hinweisen: auf das Problem der Karriere bzw. des Lebenslaufs und auf das Problem der Person.

Meine Überlegungen behaupten nicht, dass sich nur das Thema Biographie mit systemtheoretischen Mitteln rekonstruieren lässt. Selbstverständlich lohnt sich auch eine systemtheoretische Betrachtung von Karrieren bzw. Lebensläufen. Meine Kritik bezieht sich lediglich darauf, biographische Texte als ausschließliche Datenbasis dafür zu verwenden. Hier käme etwa Uwe Schimanks Ansatz wieder zu seinem Recht. Ein, wie ich finde, überzeugenderer Versuch in diese Richtung stammt von Giancarlo Corsi, der Lebensverläufe als Zwei-Seiten-Form von Karriere und Altern rekonstruiert: Alter und Altern werden hier als externe Bedingung der Karriere behandelt, in den Worten Corsis als „eine Art Zeiger, der dazu zwingt, analog zu beobachten, was durch die Karriere digitalisiert wird" (Corsi 1993: 263)[12]. Zugleich betont Corsi zu Recht, dass Karriere

11 Ähnlich kritisiert Leitner die Schützesche Homologie-Annahme: „Der Verdacht liegt nicht fern, Schütze könnte hier dem Doppelsinn zum Opfer gefallen sein, den der Terminus ‚Geschichte' im Deutschen hat, wo er bekanntlich sowohl das Geschehen als auch dessen Darstellung bezeichnet." (Leitner 1988: 29 f.). Zur temporalen Modalität von Geschichte vgl. auch Nassehi 1993a: 202 ff.

12 Leider erwähnt Corsi nicht, dass es nicht das Altern, also die Erhöhung der Anzahl der gelebten Jahre allein ist, die die andere Seite der Karriere ausmacht, sondern die Endlichkeit dieses Vorgangs, ohne die

keine Struktur des einzelnen Bewusstseins sei, sondern „eine soziale Struktur" (ebd.: 256). Der operative Ort von Karrieren wäre also nichts weniger als die Gesellschaft, die aufgrund bestimmter Differenzierungs-, Organisations-, Schichtungs- und Mobilitätsformen Karrieren bzw. Prozessstrukturen hervorbringt, durch die Individuen temporal inkludiert werden. Was seit Martin Kohlis Begriffsvorschlag als Institutionalisierung bzw. De-Institutionalisierung von Lebensläufen diskutiert wird (vgl. Kohli 1985), beschreibt exakt jene Inklusions- und Exklusionsvorgänge, durch die Personen in der Zeit konstituiert werden.

Die Diagnose, dass Karriere ein gesellschaftliches Strukturmerkmal bezeichnet und nicht einen psychischen oder anthropologischen Sachverhalt, erfordert eine theoretische Begriffsumstellung von Bewusstsein/Mensch auf Person. Man könnte dies auf die Formel bringen: Nicht Bewusstseine oder Menschen machen Karrieren, sondern Personen. Wenn man nach Luhmanns Begriffsvorschlag Personen als adressierbare „Strukturen der Autopoiesis sozialer Systeme" (Luhmann 1990b: 33) versteht, die der strukturellen Kopplung von psychischen und sozialen Systemen dienen (vgl. Luhmann 1991: 174), so sind Karrieren letztlich nur über Personen zu entschlüsseln und – so muss man hinzufügen – werden biographische Kommunikationen weniger durch Personen als diese durch jene konstituiert. Kommunikation konstituiert und konstruiert diejenigen Personalitäten, als die Bewusstseine bzw. Menschen in der Kommunikation auftreten und behandelt werden. Biographische Kommunikationen konstituieren also diejenigen temporalen Modalitäten, als die Biographen als Personen in einer operativen Gegenwart auftreten. Biographische Kommunikation erzeugt jene personalen Adressaten, denen sie zugerechnet wird, und lässt somit Personen mit temporaler Kontinuität entstehen oder auch nicht entstehen.[13]

IV.

In aller Kürze möchte ich zum Abschluss einige methodologische Konsequenzen für die Biographieforschung ziehen, die hier noch fragmentarisch bleiben müssen. Die

---

das Alter keinen Informationswert hätte. Dass ein unendliches Leben keine Karrieren zulässt, zeigt Simone de Beauvoirs Roman *Alle Menschen sind sterblich* (französische Erstauflage 1946).

13 Ich habe oben (vgl. Anm. 8) bereits darauf hingewiesen, dass eine gewisse bildungsbürgerliche Form der Subjektkonstitution nicht normativ vorausgesetzt werden darf. Umgekehrt gilt aber auch, dass sie nicht ebenso normativ als gesellschaftliche Möglichkeit verworfen werden sollte. Der Anspruch, „daß ‚das Leben' ein Ganzes konstituiert, einen kohärenten und orientierten Zusammenhang" (Bourdieu 1990: 75), hat Pierre Bourdieu dazu veranlasst, biographische Texte als Erhebungsinstrumente der empirischen Sozialforschung abzulehnen, da in ihnen lediglich die biographische Illusion einer bestimmten gesellschaftlichen Norm der Subjektivierung sozialer Strukturen zum Ausdruck komme. Empirisch ist aber gerade von Bedeutung, welche Form der Subjektivisierung sozialer Strukturen ein biographischer Text wählt, um die biographische Person zu konstituieren. Würde stimmen, was Eckart Liebau als Kommentar zu Bourdieu formuliert, dass biographische Texte notwendigerweise „zu systematischen Fehleinschätzungen und -urteilen" (Liebau 1990: 87) über gelebte Lebensprozesse führen, wäre die „Biographie" in der Tat eine Illusion. Aber: Es stimmt nicht! Denn es geht gerade nicht darum, ob es zu richtigen oder falschen Einschätzungen des gelebten Lebensverlaufs kommt, weil dies schlicht aufgrund der asymmetrischen „Form" der Biographie nicht beobachtbar ist. Es kommt vielmehr darauf an, was wie von wem als gelebtes Leben in biographischen Texten kommuniziert wird. Und allein dafür hat zu gelten, dass nicht eine bestimmte Form bildungsbürgerlicher Subjektivität die *norma normans* abgibt, sondern dass unterschiedliche Formen biographischer Identifikationsfolien auf ihre funktionale Bedeutung für sich selbst und für die durch sie konstituierte Person wissenschaftlich beobachtet werden. Sollte es zutreffen, dass der Mensch in der Moderne, wie Michel Foucault sagt, ein „Geständnistier" (Foucault 1989: 77) sei, ist nicht dies zu kritisieren, sondern danach zu fragen, welcher Art diese Geständnisse sind.

erste Konsequenz habe ich bereits genannt: Der Gegenstand biographischer Forschung sind nicht Lebensverläufe, sondern biographische Kommunikationen bzw. deren Resultat: biographische Texte. Zur Anwendung hat dementsprechend eine soziologische Auswertung solcher Texte zu kommen, wobei sich das Erkenntnisinteresse der Forschung – das ist die zweite Konsequenz – nicht an der Frage zu orientieren hat, „wie es wirklich war" (Fischer/Kohli 1987: 33), sondern welche Formen der Thematisierung ein biographischer Text in der Erzählgegenwart dafür findet, was dieser thematisiert. Soziologisch interessant an solchen Texten ist, in welcher Weise Lebensverläufe von Personen kommunikativ thematisiert werden, in welcher Weise also Lebensläufe biographisch erzeugt werden. Entscheidend ist dabei, dass nicht die befragte Person einen Text wiedergibt, sondern dass letztlich der kommunizierte Text die Person konstituiert. Man kann die Kontingenz der Person daran testen, dass biographische Texte in unterschiedlichen sozialen Kontexten unterschiedlich ausfallen. Der gleiche Mensch wird sozusagen als unterschiedliche Personen konstituiert.

Texte als Resultate von Kommunikationen sichern, wie alle Kommunikationen, ihre systemische Kontinuierung durch bestimmte Formen der Handhabung ihrer Selbstreferenz, oder anders formuliert: Texte unterscheiden sich dadurch, wie sie ihre kommunikativen Anschlüsse sichern. Daraus ergeben sich folgende textanalytische Fragen: Wie verläuft der selektive Prozess einer Kommunikation, und welchen Strukturen folgt dieser Prozess, wie sichern kommunikative Ereignisse ihre Anschlussfähigkeit an frühere und kommende Ereignisse? Welche Thematisierungsebenen, selektive Aus- und Einblendungen, welche Beobachtungsblockaden und Leitunterscheidungen, welche blinden Flecke und welche Kontexturen erzeugen Texte? Welche interne, kommunikative Verstehenskontrolle üben Texte aus, die damit ihre Autopoiesis sichern? (vgl. dazu Prangel 1992: 20).

Insbesondere die letzte Frage ist es, die texthermeneutische Verfahren an eine systemtheoretische Perspektive anschließen lässt. Unterlegt man den dreistufigen Kommunikationsbegriff als Synthese der drei Selektionen Information, Mitteilung und Verstehen (vgl. Luhmann 1984: 191 ff.), ist insbesondere die letzte Selektion von textstruktureller Bedeutung. Bekanntlich sorgt die Verstehenskomponente in der Kommunikation für Anschlüsse, dafür, dass Anschlusskommunikationen als Anschlusskommunikationen fungieren können. Kommunikation versteht, indem nachfolgende Kommunikationen sinnhaft anschließen und somit mitgeteilte Informationen sukzedierend aufeinander bezogen werden (vgl. ebd.: 198). Aufgabe einer wissenschaftlichen Beobachtung narrativer Texte wäre es also, die strukturelle Anordnung, prozessuale Sequenzierung, sinnhafte Verknüpfung und assoziative Ein- bzw. Ausblendungen mitgeteilter Information anhand der selbstreferentiellen Verstehenskontrolle des Textes zu rekonstruieren.[14]

Biographische Texte, wie sie in der Biographieforschung zur Anwendung kommen, sind zumeist Resultate längerer lebensgeschichtlicher Interviews, deren transkribierte

14 „Verstehen" lässt sich in den Begriffen der Luhmannschen Systemtheorie in doppelter Weise verstehen (sic!): zum einen als eine Komponente der Kommunikation, die für Anschlüsse sorgt, zum anderen als spezifische Form der Beobachtung, die sich an beobachtenden Unterscheidungen anderer selbstreferentieller Systeme orientiert. Insbesondere in diesem zweiten Sinne lassen sich Motive der klassischen Hermeneutik nicht nur in systemtheoretischen Begriffen rekonstruieren, sondern auch in der Weise erweitern, als Verstehen nicht mehr als Privileg von Bewusstsein begriffen werden muss. Im Einzelnen vgl. dazu Kneer/Nassehi (1991).

Fassung Grundlage der Auswertung ist. Solche Erzählungen zeichnen sich zumeist dadurch aus, dass sie ihrem Gegenstand gemäß eine Sequenzialisierung ihres Aufbaus als Nacheinander von erzählten Ereignissen annehmen. Biographische Narrationen scheinen also ihre Selbstreferenz durch das Nacheinander biographisch gebrochener lebensgeschichtlicher Ereignisse zu sichern. Schon dieses formale Merkmal von Erzählungen macht diese nutzbar für die empirische Sozialforschung. Nicht die postulierte Homologie von Text und Leben macht nämlich biographische Erzählungen interessant, sondern gerade die Kontingenz und Unwahrscheinlichkeit ihrer Genese.[15] Wer die unüberschreitbare Grenze von Signifikant und Signifikat, hier: Biographie und Lebenslauf passieren will, muss den Boden empirischer, nachmetaphysischer Wissenschaft verlassen – er muss deshalb eine eigentümliche Metaphysik der Erzählung, die Annahme transzendentaler Bedingungen narrativer Rede im Reisegepäck führen, um sich jene geheimnisvolle Homologie-Annahme zumuten zu können.[16]

Strukturell gesehen unterscheiden sich narrative Interviewtexte letztlich nicht von literarischen Erzählungen, deren Aufbau ebenfalls chronologisch und sequenziell beschaffen ist. Doch die Sequenzialität des Aufbaus ist nur ein Aspekt der Selbstreferenz der biographischen Erzählung. Die mündliche Form der Mitteilung ist eine andere. Wie der Roman seine Selbstreferenz insbesondere durch eine eigentümliche Distanz zu sich selbst findet, die in der gedruckten Form begründet ist (vgl. Roberts 1993: 39; vgl. auch Schwanitz 1987), zeichnet sich das biographische Interview durch die interaktive, mündliche Form der Mitteilung aus. Hier ist weniger Distanz möglich, ein Reversibelhalten des Kommunizierten nur um den Preis des Widerspruchs zu haben. Die Erzählzeit – nicht die erzählte Zeit! – ist zugleich Echtzeit.[17] Diese Sequenzialität und Irreversibilität der gesprochenen Rede lässt blinde Flecke, latente Strukturen und zunächst unsichtbare Paradoxien lebensgeschichtlicher Thematisierungen für einen Beobachter, hier: den Biographieforscher, besonders deutlich hervortreten, weil die Verstehenskontrolle des Textes letztlich keine Zeit hat.

Ich habe oben darauf hingewiesen, dass biographische Texte sich entparadoxieren müssen, da sie – gemäß ihrer Form – keinen externen Referenzpunkt zur Selbstkontrolle haben, sondern sich nur an sich selbst kontrollieren können. Ich meine, dass eine Analyse biographischer Texte exakt diese Entparadoxierungsstrategien zu beobachten hat, also die Form, wie der Text seine Selbstreferenz sichert. Was behandelt der Text als *taken for granted*, welche Unterscheidungen benutzt er, ohne sie zu sehen, und wo

15 Für narrative Interviews scheint also auch das zu gelten, was Oliver Sill für literarische Erzählungen im 20. Jahrhundert konstatiert: „Weniger das ‚Was‘, sondern weit eher das ‚Wie‘ unmittelbaren Erlebens verspricht, das Besondere individuellen Daseins in sich zu bergen.“ (Sill 1991: 89).

16 Dieser starke Vorwurf richtet sich an die Adresse Schützes. Er gilt allerdings *mutatis mutandis* in schwächerer Form auch für die objektive Hermeneutik Oevermanns. Zwar wird dort betont, dass es letztlich um die „Auslegung der objektiven Bedeutung von Interaktions*texten*“ (Oevermann et al. 1979: 381; Hervorh. A. N.) geht, doch nimmt auch die objektive Hermeneutik eine Analogie oder zumindest Strukturähnlichkeit von Text- und Handlungs- bzw. Sozialstruktur an. Ich belasse es hier aus Raumgründen bei der Behauptung. Einige Hinweise auf dieses Problem sowie auf die Kritik am Strukturbegriff Oevermanns vgl. bei Reichertz (1991).

17 Eine Zwischenform zwischen Roman/literarischer Erzählung und narrativem Interview wären in dieser Hinsicht Tagebücher bzw. niedergeschriebene biographische Texte, die aber nicht in der Form literarischer Prosa Ergebnis reflektierter Produktionsprozesse sind, sondern analog der Sequenzialität gesprochener Rede produziert sein sollten, wenn sie Gegenstand biographischer Forschung werden. Aufgrund des Problems der Kontrolle der Produktionsbedingungen sollten mündliche Interviews bevorzugt werden. Zur Problematik eines Falles unkontrollierter Produktionsbedingungen vgl. Nassehi (1992).

ist er, quasi augenzwinkernd, seiner paradoxen Struktur gewahr und nimmt dies nicht zum Anlass, die Kommunikation zu beenden?[18] Die erkenntnisleitenden Fragen bei einem solchen Verfahren sind erstens, wie und welche Person der Erzähltext konstituiert, und zweitens, welche Formen der Selbstbeschreibung in bestimmten sozialen Kontexten vorzufinden sind.

Eine Schlussbemerkung: Es gibt einen Ort, an dem biographische Kommunikation und Lebenslauf zusammenfallen, nämlich die operative Gegenwart biographischer Kommunikation, die aber leider nichts von sich wissen kann. Sobald man von dieser Koinzidenz erfährt, ist sie schon vorbei. Die Faustsche Ankündigung an Mephistopheles „Werd ich zum Augenblicke sagen:/ Verweile doch, Du bist so schön" ist nicht einzuhalten, denn sobald Faust von dem Augenblick und seiner Schönheit erfahren und ihn zum Verweilen aufgefordert haben wird, wird dieser notwendigerweise schon vorbei sein.

LITERATUR

Beauvoir, Simone de: Tous les hommes sont mortels, Paris 1946 (Deutsch: Alle Menschen sind sterblich, Stuttgart, Hamburg, Baden-Baden 1949).

Bourdieu, Pierre (1990): Die biographische Illusion, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 3, Heft 1, 75-82.

Bude, Heinz (1985): Der Sozialforscher als Narrationsanimateur, Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37, Heft 2, 327-336.

Bühler, Charlotte (1969): Die allgemeine Struktur des menschlichen Lebenslaufs, in: Dies. und F. Massarik (Hg.): Lebenslauf und Lebensziele, Studien in humanistisch-psychologischer Sicht, Stuttgart, 10-22.

Corsi, Giancarlo (1993): Die dunkle Seite der Karriere, in: Dirk Baecker (Hg.): Probleme der Form, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1069, Frankfurt am Main, 252-265.

Derrida, Jacques (1988): Die différance, in: Ders., Randgänge der Philosophie, herausgegeben von Peter Engelmann, Wien, 29-52.

Elias, Norbert (1980): Über den Prozeß der Zivilisation, Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Band 2: Wandlungen der Gesellschaft, Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 159, Frankfurt am Main.

Erikson, Erik H. (1966): Identität und Lebenszyklus, Drei Aufsätze, Frankfurt am Main.

Esser, Hartmut (1989): Karriere als „Entscheidung": Stadien und Verläufe der Familienkonsolidierung bei Migranten, in: Ansgar Weymann (Hg.): Handlungsspielräume, Untersuchungen zur Individualisierung von Lebensläufen in der Moderne, Der Mensch als soziales und personales Wesen, Bd. 9, Stuttgart, 172-184.

Fischer, Wolfram (1986): Soziale Konstitution von Zeit in biographischen Texten und Kontexten, in: Gottfried Heinemann (Hg.): Zeitbegriffe, Ergebnisse des Interdisziplinären Symposiums Zeitbegriff der Naturwissenschaften, Zeiterfahrung und Zeitbewusstsein (Kassel 1983), Freiburg im Breisgau, München, 355-377.

Fischer, Wolfram und Martin Kohli (1987): Biographieforschung, in: Wolfgang Voges (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, Biographie und Gesellschaft, Bd. 1, Opladen, 25-49. https://doi.org/10.1007/978-3-322-92595-4_2

18 Mit Wolfgang L. Schneider lässt sich dieser Sachverhalt auch funktionalistisch als das Problem der rekursiven Anwendung der Figur von Problem und Problemlösung begreifen. Entscheidend ist dabei, dass sowohl das zentrale Bezugsproblem des Textes als auch die textlich verschlüsselte Problemlösung explizit als textinterne Phänomene angesehen werden müssen (vgl. Schneider 1992: 174).

Foucault, Michel (1989)[3]: Der Wille zum Wissen, Sexualität und Wahrheit 1, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 716, Frankfurt am Main.

Giegel, Hans-Joachim (1988): Konventionelle und reflexive Steuerung der eigenen Lebensgeschichte, in: Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Biographie und Gesellschaft, Bd. 4, Opladen, 211-241. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97182-1_10

Hahn, Alois (1988): Biographie und Lebenslauf, in: Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Biographie und Gesellschaft, Bd. 4, Opladen, 91-105. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97182-1_5

Heinz, Walter R. (Hg.) (1991): Theoretical Advances in Life Course Research, Status passages and the life course, Vol. 1, Weinheim.

Husserl, Edmund (1966): Husserliana: gesammelte Werke, Bd. 10: Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins (1893-1917), herausgegeben von Rudolf Boehm, Dordrecht. https://doi.org/10.1007/978-94-015-3945-6_2

Kant, Immanuel (1983): Kritik der reinen Vernunft, Bde. 3 und 4 der Werke in 10 Bdn., herausgegeben von Wilhelm Weischedel, Darmstadt.

Kneer, Georg und Armin Nassehi (1991): Verstehen des Verstehens, Eine systemtheoretische Revision der Hermeneutik, in: Zeitschrift für Soziologie, 20, Heft 5, 341-356. https://doi.org/10.1515/zfsoz-1991-0501

Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs, Historische Befunde und theoretische Argumente, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37, Heft 1, 1-29.

Koller, Hans-Christoph (1993): Biographie als rhetorisches Konstrukt, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 6, Heft 1, 33-45.

Krappmann, Lothar (1982)[6]: Soziologische Dimensionen der Identität, Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, Veröffentlichung des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, Stuttgart.

Leitner, Hartman (1988): Text oder Leben? Über den Gegenstand der Lebenslauf- und Biographieforschung, in: Martin Kohli und Hartman Leitner: Biographie oder Lebenslauf?, Über die Tauglichkeit zweier Konzepte, Kurseinheit 2, Fernuniversität Hagen, Hagen, 2-63.

Levy, Rene (1977): Der Lebenslauf als Statusbiographie, Die weibliche Normalbiographie in makrosoziologischer Perspektive, Stuttgart.

Liebau, Eckart (1990): Laufbahn oder Biographie, Eine Bourdieu-Lektüre, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 3, Heft 1, 83-90.

Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme, Grundriß einer allgemeinen Theorie, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 666, Frankfurt am Main.

Luhmann, Niklas (1985): Die Autopoiesis des Bewußtseins, in: Soziale Welt, 36, Heft 4, 402-446.

Luhmann, Niklas (1990a): Identität – was oder wie?, in: Ders.: Soziologische Aufklärung 5, Opladen, 14-30. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97005-3_1

Luhmann, Niklas (1990b): Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main.

Luhmann, Niklas (1991): Die Form „Person“, in: Soziale Welt, 42, Heft 2, 166-175.

Luhmann, Niklas (1993a): Die Paradoxie der Form, in: Dirk Baecker (Hg.): Kalkül der Form, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1068, Frankfurt am Main, 197-212.

Luhmann, Niklas (1993b): Zeichen als Form, in: Dirk Baecker (Hg.): Probleme der Form, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1069, Frankfurt am Main, 45-69.

Mayer, Karl-Ulrich (1987): Lebenslaufforschung, in: Wolfgang Voges (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, Biographie und Gesellschaft, 1, Opladen, 51-73. https://doi.org/10.1007/978-3-322-92595-4_3

Nassehi, Armin (1992): Zwischen Erlebnis, Text und Verstehen, Kritische Überlegungen zur „erlebten Zeitgeschichte“, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 5, Heft 2, 167-172.

Nassehi, Armin (1993a): Die Zeit der Gesellschaft, Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit, Opladen. https://doi.org/10.1007/978-3-663-14447-2

Nassehi, Armin (1993b): Gesellschaftstheorie, Kulturphilosophie und Thanatologie, Eine gesellschaftstheoretische Rekonstruktion von Georg Simmels Theorie der Individualität, in: Sociologia Internationalis, 31, Heft 1, 1-21.

Nassehi, Armin (1993c): Das Identische „ist" das Nicht-Identische, Bemerkungen zu einer theoretischen Diskussion um Identität und Differenz, in: Zeitschrift für Soziologie, 22, Heft 6, 477-481. https://doi.org/10.1515/zfsoz-1993-0606

Nassehi, Armin und Georg Weber (1990): Zu einer Theorie biographischer Identität, Epistemologische und systemtheoretische Argumente, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 3, Heft 2, 153-187.

Oevermann, Ulrich, Tillmann Allert, Elisabeth Konau und Jürgen Krambeck (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik" und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart, 352-433. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03120-4_19

Prigogine, Ilya (1988)[5]: Vom Sein zum Werden, Zeit und Komplexität in den Naturwissenschaften, München, Zürich.

Reichertz, Jo (1991): Objektive Hermeneutik, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel und Stephan Wolff (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung, Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, München, 223-228.

Ricœur, Paul (1988): Zeit und Erzählung, Band 1: Zeit und historische Erzählung, München.

Roberts, David (1993): Die Paradoxie der Form in der Literatur, in: Dirk Baecker (Hg.): Probleme der Form, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1069, Frankfurt am Main, 22-44.

Rosenthal, Gabriele (1993): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte, Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Habilitationsschrift Universität-Gesamthochschule Kassel, Kassel.

Schimank, Uwe (1988): Biographie als Autopoiesis – Eine systemtheoretische Rekonstruktion von Individualität, in: Hanns Georg Brose und Bruno Hildenbrand (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Biographie und Gesellschaft, Bd. 4, Opladen, 55-72. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97182-1_3

Schneider, Wolfgang Ludwig (1992): Hermeneutische Einzelfallrekonstruktion und funktionalanalytische Theoriebildung – Ein Versuch ihrer Verknüpfung, dargestellt am Beispiel der Interpretation eines Interviewprotokolls, in: Jürgen H.P. Hoffmeyer-Zlotnik (Hg.): Analyse verbaler Daten. Über den Umgang mit qualitativen Daten, Opladen, 168-215. https://doi.org/10.1007/978-3-322-90092-0_7

Schütze, Fritz (1982): Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit, in: Eberhard Lämmert (Hg.): Erzählforschung, Ein Symposion, Germanistische Symposien-Berichtsbände, Bd. 4, Stuttgart.

Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis, 13, Heft 3, 283-293.

Schütze, Fritz (1984): Kognitive Strukturen des autobiographischen Stehgreiferzählens, in: Martin Kohli und Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart, 78-117. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03188-4_5

Schwanitz, Dietrich (1987): Zeit und Geschichte im Roman – Interaktion und Gesellschaft im Drama: zur wechselseitigen Erhellung von Systemtheorie und Literatur, in: Dirk Baecker, Jürgen Markowitz, Rudolf Stichweh, Hartmann Tyrell und Helmut Willke (Hg.): Theorie als Passion, Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag, Frankfurt am Main, 181-213.

Sill, Oliver (1991): Zerbrochene Spiegel, Studien zur Theorie und Praxis modernen autobiographischen Erzählens, Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, N.F. 98, 222, Berlin, New York. https://doi.org/10.1515/9783110868999

Sonderforschungsbereich 186 der Universität Bremen (1993): Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf, Literaturdokumentation 1988-1993, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 6, Heft 1, 137-147.

Spencer-Brown, George (1971)[2]: Laws of Form, London.

Tanner, Klaus (1992): Von der liberalprotestantischen Persönlichkeit zur postmodernen Patchwork-Identität?, in: Friedrich Wilhelm Graf und Klaus Tanner (Hg.): Protestantische Identität heute, Konferenzschrift 1991 Tutzing, Gütersloh, 96-104.